Mit den Menschen versöhnt

Walter Donald Kring

Die Geschichte in der Bergpredigt über den Mann, der am Altar ein Geschenk opfert, lässt ziemlich genau auf die Einstellung schließen, die Jesus über die innere Motivation der Religion gehabt haben muss. Er glaubte offensichtlich, dass die Essenz der Religion statt aus äußeren Ritualen – wie dem Opfern – in der inneren Einstellung besteht. Jesus sagte uns für den Fall, dass wir ein Opfer darbringen wollten, während wir mit irgendeinem Mitmenschen zerstritten seien: „Lass deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe“ [*Mattthäus* 5, 24]. Er sagte nicht, dass schon die Versöhnung mit dem Bruder ausreicht: Versöhne dich zuerst mit *irgendjemandem*, von dem du dich entfremdet hast, und bringe dann deine Opfergabe.

Wir könnten uns fragen, worum es bei der Versöhnung geht, denn bevor man sich versöhnen kann, muss man zunächst einmal Streit gehabt haben. Das ist ganz natürlich so, denn Versöhnung bedeutet „jemanden freundlich zu stimmen, in Harmonie zu bringen“. Je mehr ich darüber nachdenke, umso mehr erkenne ich, dass es genau das ist, was hier beabsichtigt ist. Der Prozess der Freundschaft bedeutet nicht nur etwas zu entfalten, das bereits im Überfluss vorhanden ist, sondern die Entwicklung des Geistes der Versöhnung mit jemandem, mit dem wir nicht mehr in Harmonie leben.

Das neu geborene Kind kennt das Problem der Entfremdung nicht. Es streckt seine kleinen Händchen nach jedem aus, der in seine Nähe kommt. Das heranwachsende Kind braucht jedoch nicht lange um zu erkennen, dass es zwischen den Menschen einen Unterschied gibt: Da ist seine Mutter, sein Vater und seine Familie; und es gibt jene, die weiter entfernt sind. Allmählich tritt die Entfremdung in sein Leben ein, und es wird vielleicht sogar seine Eltern ablehnen. Grundsätzlich sind die meisten von uns anderen gegenüber nicht sehr offen. Wir sind zu oft verletzt worden, als wir unsere Freundschaft

anboten und entweder Verachtung oder Beweise für Feindschaft zurückerhielten, als wir unsere Herzen darboten. Wenige Menschen sind so glücklich und zufrieden mit der Welt und allen anderen, dass sie als erwachsene Menschen immer noch instinktiv jeden, dem sie begegnen, in die Arme schließen. Das wäre tatsächlich katastrophal, und dessen sind wir uns alle bewusst. So wird das Erlernen des Zusammenlebens mit unseren Mitmenschen ein Prozess der Versöhnung, des wieder miteinander vertraut Machens, was durch Entfremdung und Misstrauen abgestumpft wurde.

Mir fallen drei mögliche Wege ein, wie ein Mensch andere betrachten kann: Er kann die ihn umgebenden Menschen vollkommen akzeptieren, sie einfach so nehmen, wie sie sind und mit ihnen mitschwimmen; oder er kann andere verachten, neidisch jenen gegenüber sein, die über ihm stehen, und eifersüchtig auf die, die ihm gleichen. Den dritten Weg – meines Erachtens die einzige Einstellung, die als edler Weg betrachtet werden kann – können wir als wahrhaftes Versöhntsein bezeichnen. Wenn wir mit unseren Mitmenschen versöhnt sind, verstehen wir immer noch die Eigenheiten unserer Zeit, nehmen alle Schwächen wahr und das, was gemein und unehrenhaft ist, sowohl in uns als auch außerhalb von uns, aber ruhen nicht zufrieden damit aus. Wir sehen andere, wie sie sind, und dennoch stehen wir im Geist der Sympathie, der Geduld, der Liebe und der Hilfsbereitschaft zu ihnen. Das ist eine sehr schwierig zu erarbeitende Haltung; sie ist uns nicht angeboren. Ein Grund dafür ist vielleicht, dass wir in menschlichen Beziehungen so egoistisch sind zu denken, *wir* seien der Maßstab, mit dem die mentalen und moralischen Qualitäten des Universums gemessen werden sollten. Diese Selbstliebe wird verletzt, wenn es jemand nicht schafft, uns das zu geben, was uns als unsere verdiente Anerkennung erscheint. Aus diesen geringfügigen und sogar verachtenswerten Gründen sind wir oft nicht in der Lage, andere an der Hand zu nehmen und auf dem vorwärts führenden Lebenspfad mit ihnen zu gehen.

Unsere intellektuellen und moralischen Ideale so hoch anzusetzen beinhaltet die Gefahr, dass es uns vielleicht nicht gelingt, mit anderen Menschen, von denen wir meinen, sie entsprächen nicht unserem Standard, Geduld zu haben. Sonderbarerweise betrifft diese Gefahr besonders jene, deren Herzen von einem ernsthaften Wunsch, der Menschheit zu dienen, erfüllt sind. Viele hegen für die Menschheit als Ganzes die höchsten Ideale und wünschen sich sehnsüchtig irgendeine Reform, mit der sie identifiziert werden und die auf dieser Welt zur Realität wird. Obwohl sie dafür ihr Leben geben würden, werden sie bei dem Versuch, ihre Mitmenschen zu verstehen, keine Höflichkeit oder Toleranz aufbringen. Ich meine, die Gesellschaft leidet momentan gewaltig unter dieser Krankheit.

Lassen sie mich sagen, dass ich nicht an eine Art von Höflichkeit glaube, die äußerlich statt innerlich ist und sich wie eine Maske um die inneren Gefühle der Verachtung legt. Gewiss sollten wir, wenn wir anfangen, andere zu verstehen, ihnen gegenüber nicht nur Respekt und eine zunehmende Geduld verspüren, sondern eine große Achtung. Es ist nur Blindheit unsererseits gegenüber ihrer wahren Natur, die uns dazu führt, verachtungsvoll von ihnen zu sprechen.

Für mich scheint es drei Schritte in Richtung Versöhnung zu geben. Der erste ist, dass wir das essenzielle Gute – und es gibt eine große Menge davon – im gewöhnlichen menschlichen Leben erkennen sollten. Betrachten Sie die Stadt New York: Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden werden in dieser Metropole viele Dinge geschehen, die schlecht sind. Man wird allen Arten von nennbaren und unnennbaren Lastern frönen. Grausame Worte und Hiebe werden ausgetauscht werden; es wird Unfreundlichkeit geben, Gedankenlosigkeit und Vergesslichkeit. Wenn man jedoch all das verbucht hat, wird es eine viel größere Gesamtsumme an Liebe, Teilen, Opfer und harter Arbeit geben als alles Schlechte zusammen. Für den einen, der eine unehrliche oder gewalttätige Tat begangen hat, wird es zehntausend geben, die etwas Edles und Gutes tun werden.

Eine zweite wichtige Erkenntnis in diesem Zusammenhang ist die, dass all das Schlechteste möglicherweise auch in uns selbst wohnt. Wenn wir uns dessen bis jetzt nicht bewusst sind, besteht die Möglichkeit, dass wir uns selbst einfach noch nicht genügend kennen. Wenn wir den Verbrecher, den Ausgestoßenen, den Gefährlichen sehen – jene, die sich unserer Meinung nach am untersten Rand von dem befinden, was menschlich ist –, dann sollten wir Gott demütig dafür danken, dass sich diese Neigungen, obwohl wir sie auch in uns tragen, nicht dominierend in uns manifestiert haben. Wir sollten dankbar sein für unsere glücklichen Umstände und nicht über jene Menschen spotten oder ihnen gegenüber überheblich sein, die ruiniert sind, auch wenn sie zumindest teilweise selbst schuld sein mögen.

Es gibt Bäume, die allein am Strand stehen, wo sie der Wind mit voller Wucht trifft, und sie können sich biegen oder sie brechen. Der Baum aber, der von anderen Bäumen im Wald geschützt wird und somit besser in der Lage ist, den starken Winden zu trotzen, hat keinen Grund, auf seine kräftigen Wurzeln stolz zu sein. Herkunft und Gelegenheiten und zehntausend Dinge mögen uns von jenen verschieden gemacht haben, auf die wir manchmal herabschauen – mit den meisten unserer Vorteile haben wir, nebenbei bemerkt, persönlich herzlich wenig zu tun. Aus der Erkenntnis unseres eigenen Potenzials für das Böse und Hässliche wollen wir lernen, uns selbst dafür zu weihen, das uns Mögliche zu tun, um das Leben der Menschen um uns ein wenig besser zu machen.

Drittens, und nicht weniger wichtig, würde ich vorschlagen, die Möglichkeiten zu erkennen, die in unserer gewöhnlichen menschlichen Natur verborgen liegen. Wenn wir das Leben betrachten, finden wir es mitunter leer und tragisch, die Welt selbst eine Schande und alle anderen Menschen böse. Aber diese Reaktion kann aufgrund der Tatsache auftreten, dass wir unsere Einsicht und Stärke verloren haben, das Herz jener Dinge zu erkennen. Angenommen wir hätten niemals einen Schmetterling gesehen und wüssten nichts von seinem Lebenszyklus. Dann sehen wir eine Raupe – mit all ihren Beinen ist sie so hässlich, dass wir sie wegschubsen. Ein Naturforscher könnte uns aber einen Kokon zeigen, die Form, die das Insekt zwischen dem Larven- und Erwachsenenstadium annimmt. Auch dieser scheint nichts besonders Schönes an sich zu haben, aber er krabbelt zumindest nicht über unseren Körper. Letztendlich kommt es zur Entfaltung des Lebens im Inneren, ein regenbogenfarbiges, liebliches Wesen befreit sich aus dem Kokon, und es ist ein Schmetterling!

Dann stehen wir staunend und ehrfürchtig da, denn die Schönheit war in der Raupe oder in dem Kokon nicht ersichtlich. Aber seht, was sich aus dem entwickelte, was niedrig und unansehnlich war! Man lässt die Zeitalter Revue passieren, und da gab es einen Jesus, einen Sokrates und einen Buddha, und man kann sich fragen, wie aus der gewöhnlichen Menschennatur solche großartigen Gestalten aus dem Kokon des Lebens auftauchen konnten. Und wir können in uns selbst schauen. Manchmal fühlen wir uns vielleicht wie eine Raupe und zweifeln daran, ob wir jemals unseren Kokon der Mittelmäßigkeit sprengen und unser wahres Potenzial zum Ausdruck bringen können.

Man wundert sich über die Spezies Mensch als Masse. Können wir jemals unsere animalische Natur hinter uns lassen und unser höheres Selbst finden? Wird es immer Kriege, Armut und Leiden geben? Oder können wir irgendwie beginnen, unsere wahre Natur zu finden, wie Jesus es ausdrückte – wie die Söhne Gottes werden?

Die Jahrhunderte hindurch ist es die Botschaft einer erleuchtenden Religion gewesen, die Menschheit auf ein Schicksal hinzuweisen, das höher ist als das, was böse, schmutzig und entwürdigend ist, denn wir besitzen dieses Potenzial, um zu etwas Besserem heranzuwachsen, gottähnlicher zu werden, als wir es jetzt sind. Und der erste Schritt zur Verwirklichung ist, dass wir uns mit unserer eigenen Natur ehrlich versöhnen, damit wir uns mit den Menschen versöhnen können.